

*Im Knaur Taschenbuch Verlag sind bereits
folgende Bücher des Autors erschienen:*

Dünengrab

Purpurdrache

Brennen muss die Hexe

Totenmond

Über den Autor:

Sven Koch, geboren 1969, arbeitet als Redakteur bei einer Tageszeitung.

Auch als Fotograf und Rockmusiker hat er sich einen Namen gemacht.

Sven Koch lebt mit seiner Familie in Detmold.

Mehr Infos über den Autor unter: www.sven-koch.com

SVEN KOCH
DÜNENTOD

KRIMINALROMAN

KNAUR 

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Vollständige Taschenbuchausgabe Mai 2014
Knaur Taschenbuch
© 2014 Knaur Taschenbuch
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Regine Weisbrod
Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Coverabbildung: plainpicture / Thierry Beauvir,
FinePic®, München
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-51441-2

6 8 9 7 5

1.

Das Meer hatte die Farbe von Schiefer. Unter dem diesigen Himmel wirkte es geschwollen und stark. Schwere See. Fünf Meter hohe Wogen preschten gegen den Bug der schneeweißen Autofähre, ließen die Gischt zerstäuben und gegen das Glas des Steuerhauses klatschen. Dahinter saß Kapitän Maxim Ferner, genannt Charon. Charon wie der Fährmann aus der griechischen Mythologie, der die Seelen der Verstorbenen über den Fluss Styx in die Unterwelt bringt. Heute standen die Chancen gut, dass er seinem Namen alle Ehre machen würde. Das Schiff war mit knapp zweihundert Autos beladen, fasste achthundert Passagiere und war nicht für die Belastungen gebaut, denen es nun ausgesetzt war. Ganz und gar nicht.

Die Fähre fuhr mit voller Kraft voraus und pflügte frontal durch die Dünung. Ferner startete nach vorne, wo sich der Bug schwerfällig aufbäumte, um kurz darauf tief in die Wellentäler zu stürzen. Wenn der Sturm weiter zunahm, wäre das Schiff in diesen Wasserbergen bald nicht mehr zu steuern. Der Wind würde es in Längsrichtung zu den Wellen drehen, die dann ungebremst auf die Seiten der Fähre aufträfen und so ihre volle Kraft entfesselten. Durch die Wucht könnten die Autos aus den Verankerungen gerissen werden, und von einem Moment auf den nächsten würden sich mehr als hundert Tonnen Gewicht umverteilen. Was dann geschah, lag nicht mehr in des Fährmanns Hand.

Doch es gab noch etwas anderes, das Kapitän Maxim Ferner Sorgen bereitete. Große Sorgen. Er hielt in direktem Kurs auf

etwas zu, das auf dem Radar bislang nur ein roter Punkt gewesen war. Der Punkt hatte die Kennung VRCC29 und war nicht größer als ein Stecknadelkopf. Das, was er symbolisierte, war hingegen dreihundertvierzig Meter lang, sechsundvierzig Meter breit, mehrere Stockwerke hoch und erschien nach einem weiteren Wellental wie ein Leviathan aus der Tiefe. Der Rumpf des Großcontainerschiff *Shanghai Star* glich einer Wand, dachte Ferner. Nein, einem Wohnblock. Einer ganzen Stadt aus Stahl.

Ferner zwang sich, Ruhe zu bewahren, obwohl das Signal für den Kollisionsalarm hektisch zu blinken begann. Und nun meldete sich auch der Kapitän der *Shanghai Star* unter dem Codenamen »Ocean11«. Er herrschte Ferner an, sofort den Kurs zu wechseln, denn die See war zu rau und der Frachter viel zu schwerfällig für eine rasche Reaktion. Ferner erwog seine Möglichkeiten. Er konnte das Tempo reduzieren, um die *Shanghai Star* passieren zu lassen. Doch dann würde das Meer vollends die Kontrolle über seine Fähre übernehmen, und es war aus. Er könnte auch den Kurs ändern und das Tempo beibehalten. Aber das machte im Grunde keinen Unterschied, denn es würde unweigerlich bedeuten, dass die Wogen nicht mehr im spitzen Winkel gegen den Bug der Fähre schlugen, sondern längs gegen den Rumpf, wo sie bedeutend mehr Energie entwickeln würden. Zu viel Energie. Sie würden das Schiff umwerfen.

Aber es gab eine dritte Möglichkeit. Der Ozeanriese müsste die Dünung wie ein Wellenbrecher bremsen. Im seitlichen Windschatten des riesigen Schiffes wäre das Meer ruhiger. Wie im Auge eines Hurrikans. Das gewaltige Kielwasser an den Schrauben der *Shanghai Star* dürfte außerdem für Verwirbelungen sorgen und die Wogen zerteilen. Seitlich der *Shanghai Star* könnte er also navigieren. Dann knapp am Rumpf des

Stahlgiganten vorbeifahren und danach sofort den Kurs abändern, dabei das Kielwasser durchfahren und wieder mit voller Kraft gegen den Wind steuern. Das Risiko war enorm. Aber es gab keine andere Chance.

Deswegen hielt Ferner weiter mit voller Kraft auf den Frachter zu. Er ignorierte das Schimpfen des Kapitäns der *Shanghai Star* und verfolgte, wie der riesige Rumpf immer näher kam. Schließlich sah Ferner nichts anderes mehr vor sich als roten Stahl und die darauf lackierten haushohen Buchstaben der Reederei. Er dachte an die zahllosen Menschen an Bord seiner Fähre. Männer, Frauen, Kinder. Sie hatten keine Ahnung, was da auf sie zukam. Jedes einzelne Leben, jedes Schicksal, lag nun allein in Ferners Händen.

Im nächsten Moment traf er eine neue Entscheidung.

Er nahm die Hände von der Steuerung und legte sie auf den Oberschenkeln ab. Er zählte leise, schloss die Augen und lächelte. Es plärrte weiter im Funkverkehr.

»Ocean11 to Charon! You fucking idiot! That's suicide! Bastard!«

Wenige Sekunden später zerschellte die Fähre an der *Shanghai Star*. Die Autos auf den Decks wurden aus den Verankerungen gerissen, verrutschten und brachten das Schiff in Schlagseite. Sie stürzten über Bord und wurden von der Nordsee verschlungen wie die Passagiere, die der Aufprall aus der wie eine Sardinenbüchse aufgerissenen Fähre schleuderte.

Eine andere Stimme vermischte sich mit der von »Ocean11«.

»Maxim?«

Maxim nahm das Headset ab und antwortete: »Ja, Mama!«

»Kommst du essen, Bärchen?«

Bärchen. Nun war er bald dreißig Jahre alt, und sie nannte ihn immer noch so.

»Ja!«, rief er und loggte sich aus der Online-Schiffahrtssimu-

lation aus, ohne sich bei »Ocean11« zu entschuldigen, wie es eigentlich die Etikette verlangt hätte. Er legte das Headset auf der Verpackung mit dem »Ferry Extreme«-Erweiterungspack ab, das er vorhin installiert hatte, und überlegte, dass *Suicide*, Selbstmord, nicht ganz der richtige Ausdruck dafür war, dass er gerade achthundert Menschen gekillt hatte. Zumindest virtuell.

Maxim stand auf, ließ den Blick über die Schiffsposter an den Wänden in seinem Zimmer schweifen. Dann stellte er den PC aus.

»Bärchen!«

Mama klang ungehalten. Sie sagte Dinge nicht gerne zwei Mal. Also setzte sich Maxim in Bewegung, ging die Treppe hinunter und freute sich über den Duft, der den Flur erfüllte. Es gab Hackbraten.

2.

Ich bin ein sehr gefährlicher Mann, dachte Maxim. Er betrachtete sein Spiegelbild in einer Glasscheibe in der Tiefkühlabteilung des Supermarktes. *Ich bin ein gefährlicher Mann. Deutschlands gefährlichster Mann.*

Natürlich sah er nicht danach aus. Das taten die wenigsten. Niemand ahnte auch nur ansatzweise, wozu er imstande war. Die Frau an der Tiefkühltruhe neben ihm beispielsweise hatte keinen Schimmer, wer sich ihr gerade näherte.

Ein berauschendes Gefühl.

Seit Maxims Entschluss, der gefährlichste Mann Deutschlands zu sein, hatte sich einiges an seiner Einstellung zum Leben grundlegend gewandelt. Früher wäre er niemals einfach so auf eine solche Frau zugegangen. Seine Körperhaltung hatte sich verändert. Er ging sehr viel aufrechter. Die Schritte waren raumgreifend, die Bewegungen gezielt, die Stimme klang selbstsicher. Es war, als habe sich sein Ego wie ein Ballon aufgebläht. Das war gut, aber auch riskant. Er musste vorsichtig sein, damit niemand den Wandel bemerkte, Fragen gestellt wurden und hinter seinem Rücken getuschelt. Das konnte er nicht gebrauchen. Es würde die Mission und damit seine Vorteile im Krieg gegen den Rest der Welt gefährden.

Die Frau an der Gefriertruhe war ihm aufgefallen, weil sie eben genau dort stand, an der Gefriertruhe, und nach vornübergebeugt darin herumwühlte. Maxim mochte die Kälte, ganz besonders an einem sonnigen Juli-Tag wie heute. Die Frau trug Jeans-Hotpants und Flipflops, jede Menge Modeschmuck und

war recht attraktiv. Er schätzte sie auf Anfang vierzig, also älter und erfahrener als er selbst, der in wenigen Tagen erst seinen dreißigsten Geburtstag feiern würde. Er kannte sie nicht, sie ihn sicher auch nicht. Also hatte sie keinen Vergleich zwischen seiner neuen männlichen Aura und der blassen davor. Geringes Risiko mit vielleicht großem Gewinn, dachte Maxim.

Er näherte sich der Frau von der Seite und strich mit der Hand über die kühlen Glasflächen, unter denen sich zahllose bunte Verpackungen befanden, blieb neben ihr stehen und beobachtete einen Moment ihre Suche nach etwas, das sie offenbar nicht fand. Sie roch nach einer Mischung aus Sonnenöl und Chlor. So, als komme sie gerade aus dem Freibad.

Maxim sagte: »Bei der Hitze möchte man sich dort am liebsten gleich ganz hereinlegen.« Seine Stimme säuselte ein wenig, was an dem Gebiss lag. Es war nicht das allerbeste.

Die Frau schreckte hoch und schlug sich fast den Kopf an der Gefriertruhe an.

»Was?«, erwiderte sie.

Ihr Top war etwas hochgerutscht, was Maxim einen Blick auf ihre Hüften erlaubte. Üppig. Jetzt zog sie es wieder nach unten, was fast verschüchtert wirkte, und sah Maxim irritiert an. Musterte ihn. Warf einen Blick auf die Batterie-Packungen und die Rolle mit dem Klebeband in Maxims Händen und hatte natürlich nicht die geringste Ahnung, wozu das gut sein sollte.

Maxim lächelte freundlich. Einen Moment schwieg er, hörte der Hintergrundmusik zu und überlegte, was die Frau wohl von ihm dachte. Sie sah einen bleichen jungen Mann, der deutlich größer war als sie und ein wenig füllig, weswegen er von seiner Mama den Spitznamen »Bärchen« bekommen hatte. Die schwarzgefärbten Haare waren gescheitelt und kurz geschnitten wie sein akkurater Oberlippenbart. Er trug ein hellblaues Kurzarmhemd mit scharfen Bügelkanten. Es war bis oben hin

zugeknöpft und steckte im Bund einer bis zum Bauchnabel hochgezogenen hellen Sommerhose. An den Füßen trug er blassbraune Sandalen und dünne, beige Socken. Eigentlich war es heute zu warm dafür, aber Maxim mochte es nicht, wenn man seine verwachsenen Fußnägel sehen konnte. Eine Herrentasche aus braunem Leder baumelte am Handgelenk. Sein ständiger Begleiter. Sie enthielt außer seinem Telefon zwei kleine Dosen Eisspray. Immer eine angebrochene und eine volle zur Reserve.

Die Frau glaubte sicher, dass er sie anmachen wollte. Was nicht falsch war. Aber bestimmt wurde sie normalerweise von anderen Männern angesprochen. Gutaussiehenden Typen mit Gel in den Haaren, zerrissenen Jeans und offenen Hemden. Braungebrannte Kerle, die gerne schnell Auto fuhren, viel tranken und sich die Wochenenden in Discos oder auf dem Fußballplatz um die Ohren schlugen.

Maxim lächelte etwas breiter und wiederholte: »An einem so heißen Tag wie heute möchte man sich am liebsten in die Gefriertruhe legen.«

Die Blondine schwieg weiter und hielt sich mit beiden Händen am Einkaufswagen fest. Maxim sah darin einige Mikrowellengerichte, eine kleine Packung Toast, Handcreme, Käse, Kartoffelchips – kein Familieneinkauf, eher der für einen Singlehaushalt. Dann wendete sie sich mit einem verstört wirkenden Gesichtsausdruck ab. Verstört davon, dass *einer wie er* sie ansprach. Dass *einer wie er* dachte, er könne bei *einer wie ihr* landen.

»Ja«, sagte die Frau und klang spöttisch. »Ganz schön warm draußen.«

»Ich würde Sie gerne auf ein Eis einladen.«

Für einen Moment mochte Maxim kaum glauben, was er gerade gesagt hatte. Er konnte sich nicht erinnern, jemals ein

weibliches Wesen um ein Date gebeten zu haben. Andersherum war er selbst auch noch nie nach einem gefragt worden.

Die Frau stieß ein Lachen aus, das mehr wie ein Husten klang. »Ähm, nein«, antwortete sie, ließ die Entgegnung wie eine Frage klingen und ergänzte mit einem ungläubigen Kopfschütteln: »Sie sollten sich vielleicht wirklich in die Truhe legen, um abzukühlen.« Dann ging sie.

»Ich bin übrigens Charon«, rief er ihr hinterher.

Maxim sah noch, dass sie die Hand zu einer abwehrenden Geste hob und schließlich im Gang mit den Waschmitteln verschwand.

»Charon, der Fährmann«, ließ er leise folgen.

Tja, dachte Maxim. *Satz mit X, das war wohl nix*, wie Mama immer sagte. Aber nichts auf dieser Welt funktionierte sofort und auf Knopfdruck. Vor allem nicht, wenn man schlecht vorbereitet war. Planung war alles. Abgesehen davon, dachte er und sah sich unauffällig nach Überwachungskameras um, war die Frau nicht besonders nett gewesen. Mit einer, die nicht nett war, wollte er gar kein Eis essen gehen.

Der Gedanke daran, dass die Frau sich noch schrecklich wundern würde, verschaffte ihm eine gewisse Genugtuung. Später würde sie sich gewiss an die Begegnung erinnern und damit protzen, dass sie mit dem gefährlichsten Mann Deutschlands geredet hatte. Dass er sie sogar hatte einladen wollen. Ihre Freundinnen würden staunen und große Augen machen – zumindest, falls Maxim sich dafür entschied, die Frau am Leben zu lassen anstatt sie zu sich zu holen und einige Dinge an und mit ihr auszuprobieren. Was er eigentlich nicht vorhatte. Aber er könnte, wenn er wollte. Kein Zweifel.

Wie großartig und privilegiert, dachte Maxim und atmete tief durch, solche Entscheidungen treffen zu dürfen. Leben oder sterben lassen. Innerhalb von Sekundenbruchteilen ein

Urteil zu fällen, das das Schicksal der Frau extrem beeinflussen würde. Vielleicht hätte sie schon morgen keine Arme oder Beine mehr. Oder wäre eine einzige unversorgte Brandwunde.

Andererseits durfte er sich nicht von Nebenkriegsschauplätzen ablenken lassen und dabei Charons Mission aus den Augen verlieren. Bloß nicht. Deswegen ließ Maxim die Frau am Leben und ging zur Kasse, um die Batterien und das Klebeband zu bezahlen, und scherte sich einen Teufel um die blonde Schlampe.

3.

Ceylan presste sich den Kolben fest an die Schulter und legte die Wange auf das abgenutzte Holz der Maschinenpistole. Sie mochte keine Waffen, vertraute als niedersächsische Polizeimeisterin im Taekwondo lieber auf den eigenen Körper und den damit verbundenen Überraschungseffekt. Sie war kaum über einen Meter sechzig groß und erfüllte damit hauchdünn die Mindestanforderung für den Polizeidienst. Niemand erwartete von einer kleinen, zierlichen Frau mit dunklen Mandelaugen einen Schlag, der Knochen brechen konnte, und ihr waren die körpereigenen Waffen lieber als welche aus Metall. Trotz ihrer Abneigung kannte sie sich natürlich gut damit aus. Als Leiterin der neuen Sonderkommission für Organisierte Kriminalität des LKA Niedersachsen hatte sie in den letzten Monaten viel über Makarow-Pistolen, AK-47-Schnellfeuergewehre, tschechische Skorpion-MPs, Kampfmesser, Schlagringe, Keulen und sowjetische Handgranaten lernen müssen. Mit solchen Dingen handelten die Bad Coyotes und die rechtsradikalen Northern Riders. Zur Ware der beiden rivalisierenden Motorradclubs zählten außerdem Drogen und Menschen. Einige führende Coyotes saßen im Knast. Ceylan arbeitete daran, dass es der Führung der Riders bald ähnlich erging.

Das Gewehr mit dem Holzkolben war sehr leicht. Leichter als eine MP5, die die Polizei verwendete. Die MP5 hatte dreißig Schuss im Magazin und war hochflexibel. Sie verschoss Neun-Millimeter-Patronen, die auch für die Dienstpistolen

benutzt werden konnten. Sehr praktisch. Der Rückstoß war kaum nennenswert. Sie war kurz, effizient, instinktiv zu bedienen und hatte sich seit Jahrzehnten bewährt. Das galt ohne Zweifel auch für die Waffe, mit der Ceylan nun ihr Ziel fixierte.

Ceylan blendete alle Geräusche um sich herum aus. Scharfschützen warteten den Zeitpunkt zwischen zwei Herzschlägen ab, um den Abzug zu drücken. So geübt war sie nicht, aber sie konzentrierte sich auf ihren Atem, sog die Luft durch die Nase ein, ließ sie durch den Mund wieder nach außen dringen – und schließlich war der richtige Augenblick gekommen. Sie krümmte den Finger und feuerte einen wahren Geschosshagel aus der Waffe. Als das Magazin leer war, senkte sie den Lauf und wischte sich mit dem Handrücken über den Mund. Langsam drangen die Umgebungsgeräusche wieder in ihr Bewusstsein. Musik, Kreischen, Gelächter, Sirenen – ein Gewirr von Klängen. Sie legte die Waffe vor sich ab und verfolgte, wie der Mann auf sie zukam. Sein Gesicht war pockennarbig. Er trug ein kariertes Hemd. Die Haare waren mit Pomade seitlich an den Schädel geklatscht. Er hatte zwei Gegenstände in der Hand und reichte ihr den ersten. Ein Viereck aus festem Karton, wenig größer als ein Bierdeckel. Ceylan grinste. Sie hatte den roten Stern sauber und ohne Rückstände aus der Zielscheibe herausgefräst.

»Glückwunsch«, sagte der Mann und ließ den zweiten Gegenstand folgen. Es war ein roter Teddy, der an Elmo aus der Sesamstraße erinnerte und ziemlich hässlich war. So hässlich, dass Ceylan ihn unbedingt hatte gewinnen wollen.

Femke stand neben ihr an der Schießbude und schwieg. Ceylan hielt ihr die Elmo-Figur vor die Nase und wackelte damit hin und her.

»Küss mich«, sagte Ceylan.

»Niemals.« Femke schüttelte den Kopf.

»Ich bin ein verwunschener Backstreet Boy.«

Jetzt steckte sich Femke spielerisch den Finger in den Hals und machte Würgegeräusche.

Ceylan sah ihrer Kollegin dabei zu, wie sie sich eine strohblonde Haarsträhne hinters Ohr schob und mit den wasserblauen Augen rollte. Femke Folkmer. Sie war heute ungeschminkt, was ihr gut stand, und trug eine helle Chino und eine Jeansjacke, was im Gegensatz zu Ceylans quietschbuntem Top ein bisschen bieder und spröde wirkte. Femke konnte ganz sicher weitaus mehr aus sich machen und war viel zu hübsch für so langweilige Sachen, fand Ceylan – eine friesische Schönheit mit einem kleinen Makel: Ihr fehlte ein Teil vom Zeigefinger der rechten Hand, was auf einen Reitunfall zurückzuführen war.

Ceylan reagierte mit gespielter Entsetzen auf Femkes Würgen. »Ey, hallo? Robbie Williams war auch mal in einer Boygroup ...«

»Ja und?«

Jetzt verdrehte Ceylan die Augen und gab ein genervtes Stöhnen von sich. Sie dachte, dass Femke ein verwunschener Kriminalhauptkommissar namens Tjark Wolf bestimmt lieber wäre als Robbie – und, wenn sie ehrlich war, ihr selbst ebenfalls. Leider wusste niemand, wo Tjark steckte. Vielleicht saß er in Indien irgendwo auf einem Berg und meditierte mit einem Guru. Vielleicht hing er in Las Vegas herum und besuchte von morgens bis abends Comicläden. Er sammelte alte Hefte als Wertanlage, wie Ceylan wusste. Sie hielt das jedoch für eine Ausrede und glaubte, dass Tjark einfach auf Superhelden stand.

Seit fast einem Jahr war Tjark in der Versenkung verschwunden. So umfassend abzutauchen war nicht leicht, wenn man

Polizisten als Kollegen hatte, die sich mit dem Sichtbarmachen auskannten. Er hatte sich eine Auszeit vom Kriminalkommissariat genommen, nachdem im Job alles über ihm zusammengebrochen war. Unter anderem hatten sie ihn wegen unangebrachter Gewaltanwendung im Dienst am Wickel gehabt. Die Verfahren waren mittlerweile eingestellt, aber der letzte Fall an der Küste war ziemlich heftig gewesen, und dann war auch noch Tjarks Vater gestorben. Alles gleichzeitig, zu viel auf einmal. Trotzdem seltsam. Tjark hatte immer wie ein ziemlich abgebrühter Kerl gewirkt. Einer, an dem alles abperlte wie an einem Lotusblatt und der immer geradeaus ging, in dessen Weg es keine Schlenker gab. Auf der anderen Seite umgab ihn eine Aura der Einsamkeit. Er konnte empfindsam sein, aber auch aggressiv und kaltblütig, unvernünftig wie ein kleiner Junge. Eine ziemlich unwiderstehliche Mischung, wie Ceylan fand. Was sie für sich behielt.

Ceylan hakte Femke unter und wich einer Familie mit zwei Kinderwagen aus, die abends noch auf dem Rummel unterwegs war. Und was für ein Rummel: Hier in Wilhelmshaven tobte wie jeden Juli das »Wochenende an der Jade«, das Stadt- und Hafenfest. Rund um den großen Hafen lagen alle möglichen Schiffe mit Ballons und Fahnen an den Kais, Dreimaster, alte Schoner, Rettungsboote und Kriegsschiffe der Bundeswehr, die in der Stadt ihr großes Arsenal vorhielt. Auf dem Wasser glitzerten die bunten Lichter, auf den Wegen reihte sich Bude an Bude, auf den Plätzen gab es jede Menge Bühnen und Karussells. Inzwischen war es dunkel geworden.

Ceylan und Femke gingen eine Weile schweigend nebeneinander her. Femke aufrecht und mit dem gelassenen Schritt eines Clint Eastwood, Ceylan federnd und schwungvoll mit der hässlichen Elmo-Figur unter den Arm geklemmt. Ihr Rhythmus passte nicht zusammen, Femke war größer als Ceylan und

hatte längere Beine, aber ihr Weg war der gleiche. Er führte in Richtung Südstrandbühne, wo heute Abend ein bekannter Soulsänger auftrat, und sie überlegten, ob sie ein Shuttleboot nehmen sollten. Wilhelmshaven war weitläufig, flach gebaut und die Hafenecken groß. Die Stadtverwaltung hatte für den Pendelverkehr zwischen den Veranstaltungsorten an den verschiedenen Kais eine der Spiekeroog-Fähren rekrutiert.

»Wir haben uns irre lange nicht mehr gesehen. Hast du mal was von Tjark gehört?«, fragte Ceylan unvermittelt, inhalierte den Duftmix aus gebratenen Zwiebeln, Zuckerwatte und Mandeln, genoss die warme Luft und die vollen Straßen, die sie irgendwie an Istanbul am Abend erinnerten.

Femke schüttelte den Kopf. »Nein, gar nichts. Vielleicht schottet er sich ab, weil er ein neues Buch schreibt.«

Das konnte sein. Mit »Im Abgrund«, einem True-Crime-Buch über die Polizeiarbeit, hatte Tjark vor etwas über zwei Jahren einen Bestseller gelandet.

Ceylan buffte Femke an den Oberarm: »Ey, vielleicht kommen wir dieses Mal auch drin vor.«

»Besser nicht.«

»Wieso das denn nicht?«

Femke betrachtete im Gehen ihre Schuhe. »Ich würde das lieber alles vergessen.« Sie spielte auf die Geschehnisse in Werlesiel an.

Es wunderte Ceylan nicht, dass Femke daran immer noch zu knabbern hatte. Deswegen wechselte sie das Thema: »Vielen Dank noch mal für die Einladung. Das mit den vielen Schiffen ist wirklich klasse, die können wir in Oldenburg nicht aufbieten beim Stadtfest. Fühlst du dich inzwischen wohl hier?«

Femke wirkte zunächst unentschlossen, sagte dann aber: »Ich habe mich eingelebt. Vom Fenster aus kann ich die Möwen kreischen hören und den Schiffen zusehen. Es gibt aller-

dings einen qualitativen Unterschied zwischen Fischkuttern und Bundeswehrzerstörern oder Containerschiffen.« Sie rang sich ein Lächeln ab. »Na ja, es gibt auch einige Segelboote.«

Ceylan nickte. Femke hatte bis vor einem Jahr eine kleine Polizeiinspektion geleitet und war dann zur Kripo gewechselt. Sie hatte sich zunächst auf eine frei werdende Stelle in Oldenburg beworben – ohne zu wissen, dass das Tjarks Stelle war. Nachdem sie es dann erfahren hatte, zog sie die Bewerbung zurück und war bei der Kripo in Wilhelmshaven gelandet. Die Stadt wirkte mit ihren geraden Straßen wie ein am Reißbrett entworfener und auf Funktionalität angelegter Ort, geprägt von gesichtslosen und gleichförmigen Wohnquartieren aus den fünfziger und sechziger Jahren. Vermutlich waren die Häuser und Hafenanlagen im Zweiten Weltkrieg zerstört und danach in Windeseile wieder aufgebaut worden. Ceylan kannte den großen Jade-Weser-Port mit seinen riesigen Kränen vom Sehen und wusste, dass Wilhelmshaven ein wichtiger Öl- und Marinehafen war. Ansonsten wusste sie nur, dass Femke hier jetzt arbeitete und Werlesiel fluchtartig den Rücken gekehrt hatte – obwohl sie dort ein Haus besaß, das kleine Reetdachhaus ihrer Oma, und der Ort gerade mal dreißig Kilometer entfernt lag.

»Und der Job?«, fragte Ceylan. »Alles so, wie du es dir vorgestellt hast?«

Femke blähte die Backen ein wenig auf und rieb sich mit dem Daumen über die Lippen. »Doch, ist okay.«

»Okay?« Ceylan stutzte. Letztes Jahr hatte Femke noch gewirkt, als sei es ihr allergrößter Traum, zur Kripo zu gehen. Die Polizeiinspektion Wilhelmshaven war der zentralen Direktion in Oldenburg zugeordnet und immerhin auch für den ganzen Landkreis Friesland zuständig, in dem fast zweihunderttausend Menschen lebten.

Femke sagte: »Nein, natürlich mehr als okay. Aber es ist

nicht so leicht. Früher war ich Chef, jetzt nicht mehr. Früher habe ich allein entschieden. Jetzt läuft alles im Team. Ich habe mit Richtern zu tun, Staatsanwälten. Das ist alles etwas anders, mehr nicht. Gewöhnungssache.« Sie rang sich ein Lächeln ab. »Kürzlich haben wir eine Marihuanapflanzung hochgenommen. Achtzig Pflanzen in einer leerstehenden Gewerbehalle, kannst du dir das vorstellen?«

»Wow«, machte Ceylan, um Femke nicht zu enttäuschen, denn natürlich konnte sie sich das vorstellen. Das eine oder andere Mal wäre sie froh gewesen, es bloß mit Gras zu tun zu haben statt mit Crystal Meth, das immer stärker auf den deutschen Markt drang. Methamphetamin galt als Kokain für Arme, das sofort süchtig machte. Der Vorteil – oder besser Nachteil – von dem Zeug war, dass es jeder Dummkopf aus zum Teil handelsüblichen Substanzen selbst herstellen konnte. Unter dem Namen Pervitin war es in den dreißiger Jahren in Deutschland erfunden und als Wachhaltemittel an die Wehrmacht verabreicht worden. Die Vorstellung war schon ein wenig irre, dass Hitlers Armee auf Speed unterwegs gewesen war und viele abhängig von der »Panzerschokolade« gewesen waren. In den Siebziger Jahren hatten die Hells Angels es in den USA vor allem an der Westküste etabliert. Inzwischen stellten zahllose Süchtige ihren Stoff selbst her, und die Drogenfahndungsbehörde DEA nahm jährlich deutlich mehr als zehntausend private Drogenküchen hoch. Irgendwann schwappt jeder Trend über den Großen Teich. Häufig kam das Meth aus Osteuropa, Tschechien beispielsweise. Aber es gab bereits einige Meth-Küchen in Deutschland – versteckt auf dem Land in abgelegenen Scheunen. Im Norden handelte vor allem der Motorradclub Northern Riders damit und lieferte sich Revierkämpfe mit den konkurrierenden Bad Coyotes. Blutige Kämpfe, denn wo es Meth gab, gab es auch Waffen.

Ceylan und Femke stoppten an einer Bühne, auf der eine

Bluesband spielte. Viele standen davor. Einige tanzten. Andere drängten auf dem Weg zur Bierbude an Ceylan und Femke vorbei und rempelten sie dabei an. Hinter der Band hing ein Banner, auf dem stand »Schlicktown Bluesband«. Blues war nicht unbedingt Ceylans Ding. Sie stand mehr auf House, Black Music und Techno. Aber die Jungs auf der Bühne machten ihre Sache gut.

Femke neigte sich zu Ceylan. »Weißt du, was Schlicktown ist?«, fragte sie die Musik übertönend.

Ceylan zuckte mit den Achseln. »Keine Ahnung. Hat das was zu bedeuten? Ich dachte, das sei ein Witz.«

»Sie nennen Wilhelmshaven auch Schlicktown.«

»Matschestadt?«

»Es ist eine Retortenstadt, gerade mal vor hundertfünfzig Jahren von Preußen als Kriegshafen mit Häusern für das Marinepersonal aus dem Boden gestampft worden. Viele Soldaten aus Wilhelmshaven waren damals in Tsingtau stationiert und haben ihrem Heimatort den Spitznamen Schlicktau verpasst. Daher kommt das.«

»Aha.« Ceylan nickte. »Was ist denn Tsingtau?«

»Das war im Kaiserreich eine Provinz in China.«

»China war mal deutsch?«

»Nicht wirklich.«

Ceylan machte eine abwehrende Geste. »Ey. Bleib mir mit Geschichte und solchen Sachen vom Hals.«

Femke lachte und begann, in ihrer Handtasche zu wühlen.

»Von Geschichte«, redete Ceylan weiter, »habe ich null Ahnung. Ich interessiere mich mehr fürs Heute, und ...«

Ceylan stockte. Ein Mann drängte sich in einigem Abstand vor ihr durch die Menge und sah sie an. Trotz der Dunkelheit trug er eine Sonnenbrille auf der breiten Boxernase. Seine Statur war bullig, der Schädel rasiert und die Arme von oben bis unten tätowiert. Außerdem hatte er einen buschigen Walrossschnäu-

zer, der fast bis zum Kinn reichte. Das Modell war ein Kennzeichen der Aryan Brotherhood, einer gefürchteten US-Gefängnis-Gang. Sie wusste, wer der Mann war. Im inneren Zirkel der Northern Riders nannten sie ihn »Amon 88«. Amon war die Anspielung auf einen brutalen KZ-Kommandanten. Die Zahl bezeichnete den achten Buchstaben des Alphabets und war ein allgemeiner Code für »Heil Hitler«. Sein richtiger Name war Hark Seiler. Er gehörte zur Führungsscrew des Chapters Nord der Riders. Dann war er in dem Gewühl wieder verschwunden.

Im nächsten Moment spürte Ceylan einen heftigen Druck im Rücken. Hatte sie da jemand angerempelt oder war ihr mit einem Kinderwagen ins Kreuz gefahren? Dem Druck folgte ein heftiges Brennen. Es fühlte sich an, als sei ihre Hüfte mit kochendem Wasser übergossen worden. Ceylan öffnete den Mund, um etwas zu sagen, brachte aber nur ein Keuchen zustande und fasste mit beiden Händen hinter sich. Ihr Hosenbund war klatschnass. Ihr Shirt ebenfalls. Schlagartig tanzten weiße Sterne vor ihren Augen. Ihr wurde schwindelig.

»Ceylan?«, hörte sie Femke sagen, die jetzt einen Labello in der Hand hielt und die Handtasche wieder schloss. Ceylan griff nach vorne, um sich an Femkes Schultern festzuhalten. Und jetzt kreischte Femke regelrecht. Das war kein Wunder, denn Femkes Jacke war auf einmal voller Blut. Ceylans Hände ebenfalls. Wie kam all das Blut dahin? Sie musste darüber nachdenken. Sich nur kurz etwas hinlegen, denn ihre Beine gaben nach. Ihr war schlecht, kotzübel, und es war eiskalt. So kalt. Die hässliche Elmo-Figur fiel zu Boden. Kurz darauf sah Ceylan die Welt von unten. Beine, Schuhe, Füße, Zigarettenskippen, zertretene Plastikbecher, Femkes Mund, der Worte formte. Alles kreiste wie in einem Wirbel um sie herum. Nur kurz die Augen schließen, dachte Ceylan, nur ganz kurz, und darüber nachdenken, was wohl passiert war.

4.

Der Rettungswagen raste in Richtung Klinikum durch die Innenstadt. Das Martinshorn gellte durch die Straßen. Drinnen hörte Femke alles wie durch Watte. Ein Sauerstoffgerät rauschte. Der Notarzt bemühte sich, Ceylans Kreislauf stabil zu halten. Spritzenverpackungen wurden aufgerissen. Geräte piepten. Gelegentlich wurde Femke in den Sitz gepresst, wenn der Wagen mit hohem Tempo eine Kurve nahm. Gurtverschlüsse klapperten – Femkes Zähne ebenfalls.

Sie fröstelte und hielt sich mit den Armen umfassen. Ihre Hände waren rostrot von Ceylans Blut verfärbt, ihre Kleidung verschmiert. Es war, als gehörten die Sachen überhaupt nicht zu ihr, selbst die Hände nicht. Sie fühlte sich wie betäubt, paralysiert, ferngesteuert. Irgendjemand anders musste in dieser Körperhülle stecken und miterlebt haben, dass Ceylan niedergestochen worden war. Weil er selbst lieber nach einem Fettstift für die Lippen gesucht hatte, statt die Augen offen zu halten und die Tat zu verhindern.

Es hatte endlose Minuten gedauert, bis Hilfe gekommen war. Die Menschen hatten einen Kreis um die am Boden liegende Ceylan und die bei ihr kniende Femke gebildet und sie beide angestarrt, als seien sie von einer tödlichen Krankheit infiziert, die in jedem Moment überspringen könnte – offen stehende Münder, entsetzte Blicke, Bier in Plastikbechern. Zunächst hatte niemand Anstalten gemacht, zu helfen. Erst, als der Körper namens Femke die Gaffer angebrüllt hatte, dass sie Polizistin und hier eine weitere Polizistin schwer verletzt wor-

den sei und sie jeden persönlich wegen unterlassener Hilfeleistung anzeigen werde, der nicht sofort irgendetwas unternahm, war Bewegung in den Kreis gekommen. Schließlich war eine junge Arzthelferin durch die Menge gedrungen und hatte Femke dabei geholfen, Ceylan in Seitenlage zu halten und die Elmo-Figur wie einen Druckverband auf die stark blutende Wunde an der Hüfte zu pressen. Eine gefühlte Ewigkeit später waren zwei Sanitäter erschienen, kurz darauf der Notarzt und zwei Kollegen von der Polizei.

Die Puppe klemmte jetzt zwischen Femkes Knien. Ihr Fell war verkrustet und hart. Möglicherweise hatte das hässliche Ding Ceylans Leben gerettet. Möglicherweise auch nicht, denn wie der Notarzt meinte, stünden die Chancen infolge des hohen Blutverlusts nicht allzu gut, aber das Klinikum sei nicht weit.

Es ruckte heftig, als der Rettungswagen zum Stehen kam. Die Türen wurden aufgerissen. Helfer schoben die Liege mit Ceylan aus dem Fahrzeug. Femke sprang hinterher. Sie sah ein Schild mit der Aufschrift »Städtische Kliniken« und zwei Ärzte in weißen Kitteln, die mit dem Notarzt sprachen. Einer fragte Femke nach den Geschehnissen, die sie wie in Trance wiederholte. Ihr selbst, kommentierte sie einen besorgten Blick auf ihre blutverschmierten Sachen, gehe es gut. Nur aus den Augenwinkeln bekam sie mit, wie Ceylan durch eine Schleuse in Richtung OP geschoben wurde. Der Arzt, der gerade noch mit ihr geredet hatte, ließ sie grußlos stehen und lief hinterher.

Dann nahm Femke wahr, dass ein Streifenwagen an der Schleuse parkte. Zwei uniformierte Kollegen kamen auf sie zu und sagten, sie würden gerne mit ihr zur Wache fahren, um ihre Aussage aufzunehmen. Femke zog ihren Dienstausweis und hielt ihn den verdutzten Kollegen vor die Nase und sagte,

dass sie einen Scheiß tun werde und wie das Opfer eines Bombenanschlags aussehend auf die Wache mitkommen würde.

»Wir machen nur unseren Job. Immerhin wurde eine Polizistin niedergestochen.«

»Ach, tatsächlich?«, blaffte Femke.

Der Polizist machte eine abwehrende Geste und sagte: »Frau Folkmer, bitte, beruhigen Sie sich.«

Sie schwieg einen Moment, nickte, steckte ihren Ausweis wieder ein und fragte: »Kann ich Ihnen nicht hier schildern, was passiert ist, und für meine amtliche Zeugenaussage morgen früh in die Wache kommen?«

»Natürlich.«

Sie erklärte den Kollegen den Hergang aus ihrer Sicht und bat sie anschließend, sie mit dem Streifenwagen nach Hause zu fahren.

Wenig später hielt der Wagen vor einem großen Mehrparteienhaus am Bontekai. Es stammte noch aus der Gründerzeit, war modern saniert worden und von außen rot verklindert. Femke stieg aus und schloss die Tür auf. Sie nahm die Treppen bis ins obere Geschoss und betrat ihre Wohnung – ein Dreizimmer-Appartement mit Balkon, das sie möbliert gemietet hatte. Sie zog sich im Wohnzimmer aus und zuckte zusammen, als es von draußen mehrmals dumpf krachte. Bunte Sterne erschienen am nächtlichen Himmel und spiegelten sich wie die Lichter der Kirmes im schwarzen Wasser des Innenhafens – ein Feuerwerk.

Femke nahm ihre Schuhe, die Jacke, Hose und das Shirt in die Hand und ging damit ins Bad. Sie warf die Sachen in die Badewanne und ließ die Unterwäsche folgen. Schließlich ging sie in die Duschkabine und stellte sich unter den heißen Wasserstrahl. Die Duschtasse färbte sich sofort rot. Femke lehnte sich an die Fliesen und betrachtete den Strom verdünnten Blu-

tes, der an ihr herabließ, sich um ihre Beine schlängelte, von ihren Fingern troff und in einem Wirbel im Abfluss verschwand. Die Kraft wich ihr aus den Beinen. Langsam rutschte sie an den Kacheln herab und kam in der Hocke zum Sitzen. Es fühlte sich an, als würde ihr Verstand ebenfalls in dem Abfluss verschwinden und ihre Seele einsam zurücklassen. Kraftlos umschlang sie die Beine mit den Armen und konnte nicht verhindern, dass ihr die Tränen in die Augen stiegen. Schließlich begann sie zu zittern, bis ihr ganzer Körper in einem Weinkrampf durchgeschüttelt wurde.

Einige Minuten später wurden ihre Gedanken wieder klarer. Sie stellte die Dusche aus, trocknete sich ab und überlegte, dass sie die anderen benachrichtigen sollte. Fred würde es wohl im Präsidium erfahren und sich bei ihr melden. Vielleicht wusste er es sogar schon. Aber Femke musste einen Weg finden, Tjark zu verständigen. Außerdem hatte Femke das Gefühl, dass sie selbst irgendein Netz brauchte. Jemanden, der sie auffing. Und es fiel ihr niemand anderer ein als Tjark.